

Die geschichtliche Besiedelung der Fränk. Schweiz

Von Peter Schneider

„Fränkische Schweiz“ ist ein seit mehr als hundert Jahren gebräuchlicher Name für jenen Teil des Fränkischen Jura, den das Volk einst — so wie vielfach noch heute — „Gebürg“ (volksmundartlich: „Geberg“) nannte; auch ein Teil der fränkischen Ritterschaft war in dem „Kanton auf dem Gebürg“ zusammengeschlossen. Da man sich in neuerer Zeit an dem Vergleich mit der wirklichen Schweiz stieß, das keltische Wort „Jura“ aber über die Kreise der Geologen und Geographen hinaus keine rechte Volkstümlichkeit erlangt hat und sie wohl auch nicht erlangen wird, hat man nach anderen Bezeichnungen gesucht. Chr. Beck schlug gelegentlich einmal den Namen „Wiesental“ vor, der aber aus naheliegenden Gründen keine Aussicht auf Annahme haben konnte; ich selbst nannte die Gegend in einer gemeinsamen Überschrift für einige Gedichte „Das Steinerne Land“, ohne natürlich den Anspruch zu erheben, daß man sich dieser Benennung anschließen solle. Seit Jahren ist die Bezeichnung „Fränkische Alb“ im Umlauf; damit soll, im Anschluß an die längst so genannte „Schwäbische Alb“, eben der fränkische Teil des Jura — diesseits des Ries — bezeichnet werden, und geologisch-mineralogische Begriffe wie „Alb-Erze“, „Alb-Überdeckung“ usw. stützen eine solche Benennung. Aber dieser an sich ganz hübsche Name hat das Mißliche, daß damit auch die südlichen Teile des Fränkischen Jura bezeichnet sind, so daß doch wieder für den nördlichen, von der Pegnitz bis zum Obermain, ein eigener Name notwendig ist, und zwar deshalb, weil dieser nördliche Teil in seiner Eigenart und überragenden Schönheit alle übrigen Teile des Jura hinter sich läßt. So gibt es denn neben einem „Fränkischen Alb-Verein“ nicht mit Unrecht auch einen „Fränkischen Schweiz-Verein“, der seinen Sitz in Obermannstadt hat, wie jener in Nürnberg. Ich schlage daher vor, daß man es bei der nun auch schon geschichtlich gewordenen Bezeichnung „Fränkische Schweiz“ belassen möge.

Diese fränkische Schweiz ist ein Gebiet merkwürdiger völkischer und stammlicher Übersichtung und Durchdringung. Neuere Forschungen und Funde haben gezeigt, daß schon in der Steinzeit Jagdnomaden der Grenzgebiete für längere oder kürzere Zeit in die Täler vorgedrungen sind und in den Höhlen gehaust haben. Daß der Blutstrom selbst dieser vorgeschichtlichen Menschen noch nicht ganz versiegt ist, zeigen in Oberfranken hier und da auftauchende Schädel und Gesichtszüge von merkwürdig altertümlichem Ausdruck (vgl. z. B. den oberfränkischen Bauernkopf in Günther, Rassenkunde des Deutschen Volkes, 15. Aufl., S. 312). Auch die Art, wie noch die heutigen Bewohner des Gebietes sich gewissermaßen ohne jede Scheu zwischen und in die Felsen hineinbauen (Tüchersfeld! Hiltoltstein!), möchte schließen lassen, daß sie in ihrem heutigen seelischen Aufbau zum Teil nicht viel anders sein werden als die alten Höhlenbewohner, die „Troglothyten“, die auch in ihrer Ahnentafel stehen. Aber es vergingen nach der jüngeren Steinzeit noch viele, viele Jahrhunderte, bis es zu einer dichten, planmäßigen Besiedelung des Gebietes kam; die geschichtliche, d. h. durch schriftliche Nachrichten bekundete Besiedelung

des Gebietes, die durch Orts-, Fluß- und Flurnamen gestützt wird, fällt erst in die fränkische Zeit Deutschlands.

Aber die Kelten! Wie steht es mit diesen? Immer wieder wird man nach diesem Volk gefragt, das der Träger der La-Tène-Kultur (in der zweiten Hälfte des 1. Jahrtausends vor Chr.) gewesen ist. Hier ist eine doppelte Frage zu stellen: 1. Haben Kelten in Franken und in der Fränkischen Schweiz gelebt? 2. Fließt keltisches Blut noch in der heutigen Bevölkerung? Es ist klar, daß die Bejahung der ersten Frage noch keineswegs auch die Bejahung der zweiten in sich schließt. Ja, Kelten haben einst in Franken gelebt. Zeugnisse dafür sind Namen; im Jura gehören z. B. Lein (leiter), Wiesent(?), Giech hierher; dann ein in seiner Art großartiges Festungsnetz, von den Kelten z. T. schon übernommen und nur ausgebaut, z. T. neu angelegt; zu den Höhenburgen dieser Art gehören ebenso die Ringwälle der Steinsburg bei Römhild (vgl. Werkblatt des Frankenbundes 1930 S. 108 ff.) wie die Wälle des Staffelbergs und der Ehrenbürg (Walberla) am Eingang in die Fränkische Schweiz; endlich Grab- und sonstige Funde. Man sieht schon, daß es sich bei der keltischen Besiedlung der fränkischen Schweiz um den Westrand und einen Teil der west-östlichen Täler handelt; die fruchtbare Ackererde des Lias (des schwarzen Jura) spendete auch den Kelten die Nahrung. Stammesnamen dieser „fränkischen“ Kelten wissen wir nicht sicher; es kommen Bojer und auch Helvetier in Betracht.

Fließt aber heute noch keltisches Blut in unserem Land? Es ist merkwürdig, wie gern man Keltenköpfe hier und dort entdecken möchte; dabei herrscht aber über das Aussehen dieser Leute keineswegs Klarheit. Wir sind in der glücklichen Lage, uns von den vorchristlichen Kelten ein gutes Bild machen zu können, weil uns Bildwerke griechischer Künstler erhalten sind, die Kelten (Galater) darstellen: vgl. z. B. den „sterbenden Gallier“. Diese Bildwerke zeigen, in Übereinstimmung mit Zeugnissen aus dem Altertum, einen durchaus nordischen, den Germanen nah verwandten Menschenschlag. Falls daher bei uns zu Lande noch der eine oder andere Mensch „keltisches“ Aussehen zeigen sollte, könnte man ihn wohl kaum von einem „Germanen“ unterscheiden. Es ist aber sehr fraglich, ob wir mit nennenswerten Resten des echten Keltentums bei uns überhaupt rechnen dürfen. Die Kelten sind, das zeigt z. B. die Geschichte des wichtigsten Denkmals, der Steinsburg, dem Druck der Germanen aussgewichen (vgl. den Abzug der Helvetier aus Süddeutschland nach der Schweiz); was in einem solchen Fall zurückgelassen wird oder zurückbleibt, das sind höchstens die Knechte, die dann den Herrn wechseln und dessen Sprache annehmen. Diese Tatsache, eine Grundtatsache aller Rassen-geschichte, hat Schillers Dichterschau bewundernswert richtig erkannt; er läßt in der Braut von Messina den Chor sprechen:

„Die fremden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“

Auch die Knechte der Kelten — sie waren zahlreich — blieben vielfach im Lande, das ihre Vorfahren lange vor den Kelten besiedelt hatten; und so liche „Kelten“, aber nur solche, gibt es ganz gewiß in der Fränkischen Schweiz noch heute; es ist zum größeren Teil jener untersekte, rundköpfige, dunkelhaarige Menschenschlag, der als ein Rassenbestandteil des heutigen

deutschen Volkes und mehrerer anderer Völker wohlbekannt ist, der Homo Alpinus der Anthropologen, heute auch „ostischer“ Mensch genannt — zum kleineren Teil mögen diese „Kelten“ auch schon aus Menschen der dinarischen Rasse, des hochwüchsigigen, kurzköpfigen, braunen Menschen- schlags bestanden haben, der z. B. im unteren Wiesenttal eine Rolle spielt und den Chr. Beck gelegentlich so beschrieb: „Gestalten von sehr hohem Wuchs . . . , vorwiegend brünett, haben schwarze Augen und etwas dunkle Hautfarbe, weichen von dem brünetten (d. i. ostischen, D. B.) Typ aber insofern ab, als sie kein breites, sondern ein schmales Gesicht mit hoher und gewölbter Stirn und leicht gebogener Nase haben; der Schädel geht mehr gerade in die Höhe, der Hinterkopf ist wenig entwickelt.“

Für die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt ist, wie für das übrige Süddeutschland bis zur Donau, eine „germanische“ Zeit anzusetzen, und für unser Gebiet kommen ehestens die Hermunduren in Betracht, deren Reich zur Zeit des Tacitus (also um 100 nach Christus) bis zur Donau reichte; aber sichere Spuren für eine Besiedlung der Fränkischen Schweiz durch sie liegen bis jetzt nicht vor. Erst für das 6. und die folgenden Jahrhunderte sehen wir klarer. Es ist, zunächst stammlich betrachtet, für diese Zeit eine dreifache Besiedlung festzustellen: eine m e n d i s c h e (slawische), eine b a y e r i s c h e und eine f r ä n k i s c h e; die beiden ersten liegen zeitlich wohl etwas früher als die dritte. Es schoben sich, vom 6. Jahrhundert an, Bayern (Baiwaren) vom Süden und Südosten her, Slaven (die „Moin- und Radanzwinidi“) von Osten und Nordosten her in das Gebiet vor; die fränkische Besiedlung erfolgte natürlich von Westen. Die b a y e r i s c h e Besiedlung des Pegnitztales und seiner nächsten Umgebungen hat Chr. Beck in seiner Schrift „Die Ortsnamen des Pegnitztales usw.“ mit Einzelheiten, denen wir nicht immer folgen werden, zu beweisen gesucht; in der Hauptsache ist aber das Ergebnis schon richtig. Der bayerische „Ring“ um den Südosten des Gebietes wird durch die beiden Angelpunkte B a h r e u t h (1194 Baier- rute, „Rodung der Bayern“) und B a i e r s d o r f bei Forchheim (Peiersvorhahe 1062, Föhrenbach des Bayern) sehr einleuchtend gekennzeichnet. Auch die Form „ohe“ (= ache, Wasser) ist bayerisch, und so verrät u. a. das Flüsschen Fichten o h e (Nebenfluß der Pegnitz) diesen Stamm. Daß bayerische Siedler selbst bis ins untere Wiesenttal vorge- drungen sind, scheint mir nicht nur aus dem zweiten Namen der Ehren- burg, „Walberla“ (St. Walburg, einer ausgesprochen bayerischen Heiligen), sondern auch daraus hervorzugehen, daß in der Gegend dort eine bayerische Eigentümlichkeit der Mundart noch vorkommt, nämlich die ganz un- fränkische Abstoßung der Bildungssilbe „ge“ im Mittelwort der Ver- gangenheit: „Ich hob's brochn“ (statt gebrochen); so sagen ja auch die Nürnberger, deren Mundart oberpfälzisch bedingt ist.

Unweit von Bahreuth, der Reute der Bayern, liegt aber C r e u ß e n, und damit ist die nordöstliche s l a w i s c h e Besiedlung schon gekenn- zeichnet; denn das Crusni castellum war ursprünglich eine slawische Festung, das Wort bedeutet „Rundwall“ (kruzni). Und wenn wir auch hier einen „Ring“ feststellen wollen, so wäre das andere Ende im Westen sehr schön durch S c h e ß l i z (Schehezelize, Sieslice) bezeichnet. Aber auch dazwischen und von Norden her ins Gebiet der Fränkischen Schweiz hinein finden sich slawische Namen, wenn auch lange nicht alles slawisch ist,

was die Slavomanie früherer Zeiten hier gefunden zu haben glaubte; doch Teuchaz (Tuchenze 1288), Zwernitz (Zwernze 1161, so hieß früher „Sanspareil“, vgl. Ziegelhöfer-Hey, Die Ortsnamen des ehemaligen Fürstentums Bayreuth), Traunmiesel (Tragamusil 1137) u. a. sind ohne Zweifel slawisch. Im Osten schoben sich, wie das Beispiel Bayreuth-Creußen zeigt, bairische und wendische Siedlungen zwischen einander.

Welche rassistischen Eigentümlichkeiten brachten nun diese Bayern im Süden, diese Wenden im Norden in die Fränkische Schweiz? Die Bayern vorwiegend, jedoch schon lange nicht mehr ausschließlich, die Eigentümlichkeiten der Germanen, also der nordischen Rasse; und die Slawen? — Hier sind ähnlich unrichtige Vorstellungen wie über die „Kelten“ verbreitet. Man spricht von „slawischer Rasse“ und viele stellen sich die Slawen als dunkelhaarige Menschen vor, im Gegensatz zu den blonden Germanen. Das ist alles falsch oder schief. Die Urslawen, deren körperliche Überreste wir in Gräbern besonders Ostdeutschlands gefunden haben, waren ein den Germanen und Kelten nahe verwandtes nordisches Volk, langköpfig, blond, hochwüchsig; falls in der heutigen Bevölkerung noch der eine oder andere Nachkomme dieser Urslawen leben sollte, könnte ihn kaum irgend jemand rassistisch von einem „Germanen“ oder „Kelten“ unterscheiden; es müßte denn sein, daß einer ein so feines anthropologisches Gefühl hätte, daß er ihn an der Hafennase erkannte, deren Ansätze so viele altslawische Schädel aus mecklenburgischen Gräbern zeigen. Was wir heute meist als „slawisch“ empfinden — das breite Obergesicht, den stämmigen Körperbau — das ist nicht urslawisch, das sind die Merkmale einer zweiten Rasse, mit denen sich die Urslawen frühzeitig vermischten, der sogenannten „ostbaltischen“ Rasse, die wir von Finnland über Estland und Livland bis tief hinein nach Rußland beobachten und die heute blutmäßig einen sehr großen Teil der Russen ausmacht. Diese blonde — strohblonde, nicht gelockte — Rasse ist es, die heute als „slawisch“ empfunden wird, und diese allerdings ist durch die Main- und Rednitzwenden nach Oberfranken und in die Fränkische Schweiz verpflanzt worden; auf sie geht meist der niedrige Gesichtsinde (Längen-Breitenverhältnis des Gesichtes) der oberfränkischen Blondlinge zurück. An der Spitze mancher Slawensiedlung unserer Gegend mag ein echter, nordischer Wende gestanden haben, seine Knechte waren meist ostbaltisch; Herren und Knechte sprachen „slawisch“. Zuweilen mag unter den Knechten dieser Slawen schon auch ein richtiger mongoloider Kerl gewesen sein, mit stark vortretenden Zochbeinen, flächigem Gesicht und den durch die „Mongolenfalte“ hervorgerufenen Schlitzaugen.

Wir sehen nun schon, mit welchem Rassengemisch wir in der Hauptsache in unserem Gebiet zu rechnen haben: von der „Keltenzeit“ her mit den braunen Rundköpfen, dem ostischen Menschen, von der „Slawenzeit“ mit den blonden „Quadratköpfen“, dem ostbaltischen Menschen — von beiden Zeiten, vielleicht schon von früher her mit Einsprengungen der hochwüchsigen, kurzschädelligen dinarischen Rasse; und von der „Frankenzeit“ her mit der nordischen Rasse, die einerseits von den Bayern, andererseits aber von den Franken herbeigeführt wurde.

Denn eine fränkische Besiedelung und Durchdringung des Gebietes von Westen her sowie die Eingliederung in das Herzogtum Ostfranken

gibt volles Recht, heute von einer „fränkischen“ Schweiz zu reden, und jeder andere Stammesname wäre hier ganz undenkbar. Sollen zunächst ein paar Namen angeführt werden, die — wie Windischschletten für die Wenden und Bayreuth für die Bayern — eben für die Franken zeugen, so seien Frankenhag B.=M. Bayreuth (1404 Frankenhof), Frankenberg B.=M. Pichtenfels (1358 Frankenberg), Frankendorf B.=M. Bamberg (1093 Frankendorff) genannt. Diese Namen zeugen zugleich für das Vorhandensein einer vorfränkischen Bevölkerung, von der die Franken zunächst als stammesfremd empfunden wurden. Aber es sind auch die echten „Heim“-Orte des westlichen Vorlandes und diese ganz besonders als fränkisch anzusehen: Butenheim (1118 Butenheim), Eggolsheim (914 Eggolsesheim), Forchheim (805 Forachheim, Forchheim); ferner zahlreiche Namen auf „dorf“ und „statt“ (Gunzendorf, Ebermannstadt) und überhaupt Ortsnamen, die in ihrem ersten Bestandteil, wie oben schon Butenheim, Eggolsheim, Gunzendorf, Ebermannstadt die Namen fränkischer Edelfreier zeigen: Budo, Eggolf, Gunzo, Ebermar, und die jene älteste fränkische Siedlungsschicht (dies gilt für ganz Ostfranken!) bekunden, welche unter der Führung angesehenen Männer erfolgte, aus denen sich die Grundherren entwickelt haben. Dies war die eine Art fränkischer Durchdringung des Gebietes, die rein „kolonisatorische“, bodenwirtschaftliche; ebenso bedeutsam ist aber für unser Gebiet eine zweite, die „fortifikatorische“. Der Jura war Grenzland gegen die Slawen, und damit sind hier nicht mehr die friedlich eingerückten, allgemach der Germanisierung verfallenden Wenden gemeint, sondern die in ihrem Rücken sitzenden Tschachen, die bei den Deutschen als Feinde und Unruhestifter mit Recht galten. Die Lage wird überaus hell beleuchtet, wenn in einer Urkunde vom Jahre 1008 (vgl. Ziegelhoyer-Hey, Die Ortsnamen des ehemaligen Hochstifts Bamberg) der heutige Ort Königsfeld auf dem Jura „Chungeshoven in montanis contra Boemiam“ genannt wird: auf dem Gebürg gegen Böhmen. Daher die Sperrforts der Fränkischen Schweiz, die zahlreichen Burgen auf steiler Felsenhöh, von einer kindlichen Auffassung als „Raubritterburgen“ immer noch angesehen, in Wirklichkeit von weltlichen und geistlichen Großen (Babenberger, Margrafen von Schweinfurt, Schlüsselfelder, Meranier; Bischöfe von Bamberg) gebaut oder übernommen und mit Edelfreien (Masseß) oder Ministerialen, d. i. Dienstmannen (Giech) besetzt, die natürlich auch Grundherren in der Umgegend sein oder werden konnten. Viktor Scheffel hat sehr klar erkannt, worauf es hier ankam: Ein Schloß auf jeden Stein, in jedes Schloß ein (fränkischer) Krieger; hier also ein Bodo (Bottenstein), dort ein Egilolf (Egloffstein) und hier ein Gozwin (Gößweinstein).

Es sind darum — wie ich an anderer Stelle schon ausführen durfte (W. G.-M. 13. 8. 30) — wahrhaft köstliche Zusammenfassungen der Landschaftsgeschichte, wenn als Symbol der Führerschaft hoch und hehr ein solches Adelschloß weit über den ganzen „Ritterkanton“ emporragt — die Gralsburg der Fränkischen Schweiz, Gößweinstein, und wenn andererseits droben auf der Hohenmirsberger Platte der stattliche Ort Hohenmirsberg in seinem Namen von dem fränkischen Grundherrn Munirich erzählt (Munrichesperg ca. 1136), der gleiche Name, der auch dem altfränkischen Ort Münnerstadt (Munrichesstat)

zugrunde liegt. Aber man begnüge sich hier nicht mit dem Namen: man besuche den Ort Hohenmirsberg und erkenne das geschichtliche Dasein fränkischen Volkstums an der Grenze des Grenzgebiets, an einer Stelle, von wo bis zum Tal der bairarischen „Fichtenhohe“ nur anderthalb Wegstunden sind und wir in drei Wegstunden Entfernung das slawische Kreuzen ahnen. „Deutlicher als in anderen Orten“ — so schrieb ich an der angegebenen Stelle — „lassen viele Gehöfte hier die musterhafte Hufeisenanlage fränkischer Bauernhöfe erkennen. Steht man vor der Kirche, so erfreut den Blick der massige, 4 Stockwerk hohe, aus dem bodenständigen Eisenandstein gebaute Turm, der uns an den urfränkischen Turm von Eggolsheim gemahnt. Und drinnen — da steht ja an der Wand des Chores in Stein gehauen der fränkische Heilige Sanct Martinus, dem die Kirche geweiht ist, und über dem Hochaltar bezeugt Jesus Christus selbst die berühmte Tat des Heiligen mit dem feierlichen Wort: „Martinus adhuc catechumenus hac veste me contexit“. Aus der herrlichen Wallfahrtskirche zu Gößweinstein wird der gläubige Mensch mit neugestärktem religiösem Gefühl, der Kunstverständige mit ästhetischer Bereicherung herausgehen. Die bescheidene Bergkirche von Hohenmirsberg wird der Freund des fränkischen Volkstums mit stolzen, von grauem Altertum genährten Empfindungen verlassen.“

So lassen wir es denn bei der Fränkischen Schweiz und bei der fränkischen Schweiz. Was hier über alle Rassen- und Volkstümer den zusammenfassenden Sieg davongetragen hat, ist überaus deutlich erkennbar. Und es ist auch gar nicht wahr, daß in früheren Zeiten kein fränkisches Bewußtsein in diesen Gegenden gelebt habe, weil man, wie Chr. Beck in der genannten Schrift meint, als Franken nur Unterfranken verstanden habe. Gerade Chr. Beck schildert in seinem Aufsatz „Der Wonnseeer Humanist in seinen Beziehungen zu Franken“ (Frankenland 1914 S. 127 ff.) den überaus bemerkenswerten Frankenstolz dieses Sohnes der Fränkischen Schweiz, Friedrich Taubmann, der 1565 in Wonnsee bei Hollfeld geboren wurde und jede Gelegenheit benutzte, sich als Franken zu bezeichnen und seine Franken zu loben, z. B. so:

„Francus ego Francos miror amoque meos
Atque etiam laudo . . .“

„Selber ein Franke, bewundre und liebe ich meine Franken und lobe sie auch.“ Und wie freute ich mich, als ich drunten im Rätnerland, in der Bambergischen Stadt Wolfsberg, wo einst die bischöflichen Bizedome residierten, an einem hübschen Bürgerhaus die Inschrift las: „Lorenz Schnepf Patria Stapphelsteinus Ostrofrancus ex honesta familia Reipubl. Et piis parentibus natus Rev.^{mi} Epi. Bambergen. A Secretis Consiliarius hanc domum reedificavit anno salutis MDLVIII.“ „Lorenz Schnepf aus Staffelstein, ein Ostfranke, Sohn einer ehrenwerten Familie des Staates und frommer Eltern Kind, des Hohehrwürdigen Bischofs von Bamberg Geheimer Rat, hat dieses Haus wieder aufgebaut im Jahre des Heils 1558.“ Man sieht, daß weder Friedrich Taubmann noch Lorenz Schnepf erst von Scheffel hätten lernen brauchen, daß man bei einem Besuch des „Gebürgs“ ins Land der Franken fahren müsse.